

Leseprobe aus:

Laurent Binet

HHhH



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Sein Name war Gabčík. Es hat ihn wirklich gegeben. Ob er hinter den geschlossenen Fensterläden seiner in Dunkelheit getauchten Wohnung das charakteristische Quietschen der Prager Tram vernahm? Ob er ihm sogar lauschte, während er alleine auf seinem kleinen Eisenbett lag? Ich möchte es gerne glauben. Da ich Prag gut kenne, kann ich mir vorstellen, welche Straßenbahnlinie dort entlangfuhr (vielleicht hat sich die Nummer auch geändert), ihren Streckenverlauf und den Ort, an dem Gabčík hinter den geschlossenen Fensterläden liegt und abwartet, nachdenkt und lauscht. Wir sind in Prag, an der Ecke Vyšehradská und Trojička. Die Tram Nummer 18 (oder 22) hat vor dem Botanischen Garten angehalten. Den Großteil der Zeit befinden wir uns im Jahr 1942. Kundera lässt in seinem *Buch vom Lachen und Vergessen* durchklingen, dass er sich ein wenig dafür schämt, seinen Figuren Namen geben zu müssen, und auch wenn in seinen Romanen, in denen sich Tomas, Tamina, Teresa und andere tummeln, davon kaum etwas zu spüren ist, schwingt zwischen den Zeilen folgende Frage mit: Gibt es etwas Gewöhnlicheres, als in der albernem Bemühung um Realismus oder im besten Fall aus schlichter Bequemlichkeit einer ausgedachten Figur einen ausgedachten Namen zu verleihen? Kundera hätte meiner Meinung nach noch einen Schritt

weiter gehen sollen: Gibt es denn etwas Gewöhnlicheres als eine ausgedachte Figur?

Gabčík also gab es wirklich, und er hörte tatsächlich auf diesen Namen (wenn auch nicht immer). Seine Geschichte ist ebenso wahr wie außergewöhnlich. Er und seine Kameraden sind meiner Ansicht nach die Schöpfer eines der größten Widerstandsakte der Geschichte und fraglos der Inbegriff des Widerstandskampfes im Zweiten Weltkrieg. Schon seit langem wollte ich seine Verdienste würdigen. Schon seit langem sehe ich ihn vor mir, wie er in dem kleinen Zimmer bei geschlossenen Fensterläden und geöffnetem Fenster ausgestreckt daliegt und dem Quietschen der Tram lauscht, die vor dem Botanischen Garten anhält (in welche Richtung sie fährt? Ich weiß es nicht). Doch wenn ich diese Vorstellung auf Papier banne, wie ich es mir soeben anmaße, bin ich nicht sicher, ob ich ihm damit wirklich einen Dienst erweise. Ich setze diesen Mann zu einer gewöhnlichen Figur herab und seine Taten zu Literatur: infame Alchemie – aber was soll ich machen? Ich möchte diese Vision nicht mein gesamtes Leben mit mir herumschleppen, ohne zumindest den Versuch unternommen zu haben, sie freizusetzen. Dabei hoffe ich nur, dass hinter der dicken Spiegelschicht meiner Idealisierung, die ich auf diese sagenhafte Geschichte auftragen werde, das unverfälschte Bild der historischen Wirklichkeit noch sichtbar bleibt.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wann mein Vater mir zum ersten Mal von dieser Geschichte erzählte, aber ich sehe ihn noch vor mir, wie er in meinem Zimmer unserer Sozialwohnung die Worte «Partisanen», «Tschechoslowaken», vielleicht auch «Attentat», ganz sicher «liquidieren» fallenlässt und schließlich diese Jahreszahl: «1942». In seiner Büchersammlung hatte ich die *Geschichte der Gestapo* von Jacques Delarue gefunden und gerade in die ersten Seiten reingelesen. Mein Vater sah mich mit dem Buch in der Hand und warf mir im Vorübergehen ein paar Bemerkungen zu: Er erwähnte Himmler, den Reichsführer SS, und dessen rechte Hand, Heydrich, den Reichsprotektor von Böhmen und Mähren. Und er erzählte mir von einem tschechoslowakischen Kommando, das von London ausgesandt worden war, und eben von dem Attentat. Die Einzelheiten waren ihm nicht bekannt (und ich hatte auch keinen Grund, ihn danach zu fragen, da dieses geschichtliche Ereignis in meinem Kopf damals noch nicht den Stellenwert einnahm wie heute). Aber ich spürte diese gewisse Aufregung bei ihm, die er an den Tag legt, wenn er etwas, das ihn auf irgendeine Weise beeindruckt hat, erzählt (meist zum hundertsten Mal, weil er sich – Berufskrankheit oder schlicht Veranlagung – gern wiederholt). Ich glaube nicht, dass ihm selbst jemals bewusst wurde, welche Bedeutung er dieser Anekdote beimaß, denn als ich ihm vor kurzem von meiner Absicht erzählte, ein Buch darüber zu schreiben, nahm ich bei ihm lediglich höfliche Neugier wahr, ohne besondere Gefühlsregung. Doch ich weiß, dass ihn diese Geschichte immer fasziniert hat, auch wenn sie bei ihm keinen so star-

ken Eindruck hinterließ wie bei mir. Also schreibe ich dieses Buch auch, um ihm etwas zurückzugeben: die Früchte der wenigen Worte, die mir als Jugendlichen von meinem Vater zugeworfen wurden, der damals noch kein Lehrer für Geschichte war, sich aber gut darauf verstand, sie in wenigen schlichten Sätzen zu vermitteln.

Die Weltgeschichte.

3

Schon im Kindesalter, lange vor der Trennung der beiden Länder, konnte ich – dem Tennis sei Dank – zwischen Tschechen und Slowaken unterscheiden. Ich wusste zum Beispiel, dass Ivan Lendl Tscheche war und Miroslav Mecir Slowake. Und während der Slowake Mecir ein phantasievoller, talentierter und sympathischer Spieler war, war der Tscheche Lendl strebsam, kühl und unsympathisch (aber trotzdem über 270 Wochen die weltweite Nummer eins; dieser Rekord wurde nur von Pete Sampras mit 286 Wochen an der Spitze übertroffen). Doch von meinem Vater hatte ich auch gelernt, dass die Slowaken während des Krieges kollaboriert, die Tschechen hingegen Widerstand geleistet hatten. In meinem Vermögen, die erstaunliche Komplexität der Welt zu begreifen (das damals noch sehr begrenzt war), bedeutete dies, dass alle Tschechen Widerstandskämpfer gewesen waren und alle Slowaken Kollaborateure, als sei es von Natur aus so vorgegeben. Dabei hatte ich keine Sekunde über die Rolle Frankreichs nachgedacht, die einen derartigen Schematismus eigentlich in Frage

stellt: Haben wir Franzosen nicht zugleich Widerstand geleistet *und* kollaboriert? Um ehrlich zu sein, bekam ich erst, nachdem ich erfahren hatte, dass Tito Kroat war (alle Kroaten hatten also nicht kollaboriert, und demnach hatten wahrscheinlich auch nicht alle Serben Widerstand geleistet), allmählich eine deutlichere Vorstellung von der Situation der Tschechoslowakei zu Kriegszeiten: Einerseits gab es dort Böhmen-Mähren (anders gesagt: die heutige tschechische Republik), das von den Deutschen okkupiert und dem Reich einverleibt wurde (und damit den nicht gerade beneidenswerten Status eines Protektorats erhielt, das als Bestandteil des Deutschen Reiches betrachtet wurde); auf der anderen Seite gab es den slowakischen Staat, theoretisch unabhängig, von den Nazis aber zu einem Satellitenstaat degradiert. Das alles sagt natürlich nicht das Geringste über das Verhalten der einzelnen Personen aus.

4

1996 reiste ich nach Bratislava, um in einer Militäarakademie der westlichen Slowakei als Französischlehrer zu arbeiten. Eine meiner ersten Fragen an den Sekretär des Verteidigungsattachés der französischen Botschaft galt der Geschichte des Attentats (zuvor erkundigte ich mich allerdings nach meinen Koffern, die eine Irrfahrt Richtung Istanbul angetreten hatten). Dieser anständige Mann, ein Hauptfeldwebel, war in der ehemaligen Tschechoslowakei auf das Abhören von Telefongesprächen spezialisiert gewesen und nach Ende des Kalten Krieges zum Botschaftssekretär um-

geschult worden. Er verriet mir die ersten Details über die Affäre. So erfuhr ich, dass zwei Männer die Aktion durchgeführt hatten: ein Tscheche und ein Slowake. Ich war beglückt über die Mitteilung, dass ein Staatsangehöriger meines Gastlandes an der Operation beteiligt gewesen war (es hatte also doch slowakische Widerstandskämpfer gegeben). Über den Ablauf der Aktion an sich verriet er nicht viel, außer, dass eine der Waffen in dem Moment, in dem auf Heydrichs Wagen gezielt wurde, eine Ladehemmung hatte (bei dieser Gelegenheit habe ich auch erfahren, dass Heydrich während des Tathergangs tatsächlich im Auto saß). Doch besonders die nachfolgenden Ereignisse weckten meine Neugier: Die beiden Partisanen hielten sich mit ihren Freunden in einer Kirche versteckt, und die Deutschen versuchten, sie darin zu ertränken ... komische Geschichte. Ich hätte gern Einzelheiten erfahren. Aber der Hauptfeldwebel wusste nicht mehr.

5

Kurz nach meiner Ankunft in der Slowakei lernte ich eine sehr hübsche junge Slowakin kennen, in die ich mich hoffnungslos verliebte und mit der ich eine leidenschaftliche Liebesgeschichte durchlebte, die beinahe fünf Jahre andauerte. Von ihr erhielt ich zusätzliche Informationen. Zunächst die Namen der Hauptakteure: Jozef Gabčík und Jan Kubiš. Gabčík war der Slowake und Kubiš der Tscheche – der Klang ihrer jeweiligen Nachnamen ließ keinen Zweifel zu. Auf jeden Fall schienen die beiden Männer Bestandteil der historischen

Landschaft gewesen zu sein: Aurélia, besagte junge Frau, hatte ihre Namen in der Schule gelernt, so wie alle kleinen Tschechen und Slowaken ihrer Generation, nehme ich an. Ansonsten kannte sie den groben Handlungsverlauf der Geschichte, wusste aber auch nicht viel mehr als mein Hauptfeldweibel. Ich musste mich noch zwei oder drei Jahre gedulden, bis ich bestätigt bekam, was ich immer geahnt hatte: dass diese Geschichte die wahnwitzigsten Phantasiegebilde an Intensität und Glaubwürdigkeit um Längen übertrifft.

Ich hatte für Aurélia eine Wohnung im Zentrum von Prag gemietet, zwischen dem Schloss Vyšehrad und Karlovo náměstí, dem Karlsplatz. Von diesem Platz zweigt eine Straße ab, die Resslova ulice. Sie trifft dort auf den Fluss, wo jenes eigenartige Glasgebäude steht, das sich durch die Lüfte zu schlängeln scheint und von den Tschechen «Tančící Dům» genannt wird, tanzendes Haus. Auf der rechten Seite der abschüssigen Straße Resslova befindet sich eine Kirche. Die Kirche hat an der Seitenfront ein Kellerfenster. In dem das Fenster umgebenden Stein sind zahlreiche Einschusslöcher zu sehen, neben einem Schild, auf dem unter anderem die Namen Gabčík und Kubiš erwähnt werden – und Heydrich, mit dem ihr Schicksal für immer verbunden ist. Zigmund bin ich an diesem Kellerfenster vorbeigegangen, ohne die Einschusslöcher oder das Schild zu bemerken. Doch eines Tages blieb ich davor stehen: Ich hatte die Kirche gefunden, in der sich die Fallschirmspringer nach dem Attentat versteckt hielten.

Gemeinsam mit Aurélia kehrte ich zu einer Zeit zurück, zu der die Kirche geöffnet war, und wir konnten die Krypta besichtigen.

Wir betraten eine wahre Goldgrube.

Die Spuren des Dramas, das sich vor über sechzig Jahren in diesem kleinen Raum abgespielt hatte, waren noch erschreckend frisch: Ich sah die Innenseite des Kellerfensters, das ich von außen betrachtet hatte, einen Tunnel von wenigen Metern Länge, die Abdrücke der Kugeleinschläge an den Wänden und in der gewölbten Decke sowie zwei kleine Holztüren. Außerdem gab es dort Fotos, auf denen die Gesichter der Fallschirmspringer zu sehen waren. In einem zweisprachigen Text auf Tschechisch und Englisch las ich den Namen eines Verräters, ein Plakat zeigte einen herrenlosen Regenmantel, eine Umhängetasche und ein Fahrrad, außerdem gab es dort eine Sten, eine Maschinenpistole, die im denkbar ungünstigsten Moment eine Ladehemmung hatte; es war von Frauen die Rede, von Unvorsichtigkeiten, von London, von Frankreich, von Legionären, einer Exilregierung, einem Dorf namens Lidice, einem jungen Späher namens Valčík, von einer Tram, die vorbeifuhr – ebenfalls im denkbar ungünstigsten Moment –, von einer Totenmaske, einer Belohnung von zehn Millionen Kronen für einen potenziellen Denunzianten, von Zyankali-Kapseln, von Granaten und den Menschen, die die Granaten warfen, von Rundfunksendern und verschlüsselten Nachrichten, von einem verstauchten Knöchel, von Penicillin, das ausschließlich in England zu bekommen war, von einer Stadt, die vollständig unter der Fuchtel des sogenannten Henkers stand; es gab Hakenkreuz-Fahnen, Totenkopfabzeichen, deutsche Spione, die für England arbeiteten, einen schwarzen Mercedes mit einem Platten, einen Schlächter, Parteivorsitzende, die sich um einen Sarg scharten, über Leichen

gebeugte Polizisten, fürchterliche Repressalien, menschliche Größe und Wahnsinn, Schwäche und Verrat, Mut und Angst, Hoffnung und Schmerz – alle Gefühle auf wenigen Quadratmetern vereint. Es gab Krieg und Tod, deportierte Juden, ganze Familien, die ausgelöscht wurden, es gab gefallene Soldaten, Vergeltung und politisches Kalkül, es gab einen Mann, der unter anderem Geige spielte und Fechten übte, es gab einen Schlosser, der seinen Beruf nie ausüben konnte, es gab den Geist des Widerstandes, der diese Mauern auf ewig durchdrungen hat, es gab Spuren des Kampfes zwischen den Kräften des Lebens und des Todes, es gab Böhmen, Mähren und die Slowakei – die ganze Weltgeschichte innerhalb weniger Mauersteine.

Und draußen standen siebenhundert SS-Soldaten.

7

Beim Stöbern im Internet entdeckte ich einen Film mit dem Titel *Die Wannseekonferenz*, in dem Kenneth Branagh Heydrich verkörpert. Bei dem Preis von fünf Euro, inklusive Versandgebühren, schlug ich sofort zu und erhielt drei Tage später die DVD.

Der Film stellt die Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942 nach, während der Heydrich mit Unterstützung von Eichmann innerhalb weniger Stunden festlegte, wie die Endlösung umgesetzt werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Massenerschießungen in Polen und der UdSSR bereits begonnen. Sie wurden von SS-Einsatzgruppen, speziellen Vernichtungskommandos, ausgeführt, die ihre Opfer

zu Hunderten oder sogar Tausenden zusammenscharten, häufig auf einem Feld oder im Wald, und sie mit Maschinengewehren niedermetzten. Das Problem dieser Methode bestand jedoch darin, dass sie die Nerven der Henker auf eine derbe Zerreißprobe stellte und sich negativ auf die Moral der Truppen auswirkte. Das betraf selbst die hartgesottensten unter ihnen, wie die Truppen vom Sicherheitsdienst oder der Gestapo – Himmler höchstpersönlich soll bei einer dieser Massenerschießungen in Ohnmacht gefallen sein. Später ging die SS dazu über, ihre Opfer in Lastwagen zu pferchen und darin zu vergasen, nachdem man den Auspuff umgedreht und die Abgase ins Wageninnere geleitet hatte, doch diese Technik blieb ziemlich behelfsmäßig. Nach der Wannseekonferenz wurde die Auslöschung der Juden, die Heydrich seinem treuen Eichmann anvertraut hatte, wie ein gigantisches logistisches, soziales und ökonomisches Projekt behandelt.

Kenneth Branaghs Interpretation ist äußerst gelungen: Gekonnt verbindet er ausgesprochene Liebenswürdigkeit mit harscher Autorität und verleiht seiner Figur dadurch einen hochgradig beunruhigenden Anstrich. Zwar habe ich nirgendwo gelesen, dass der wahre Heydrich, ganz gleich, in welcher Situation, jemals so etwas wie Liebenswürdigkeit ausgestrahlt hätte, sei sie nun authentisch oder vorgespielt, dennoch wird in einer sehr kurzen Filmszene die psychologische und historische Dimension der Persönlichkeit Heydrichs treffend dargestellt: Zwei der Konferenzteilnehmer führen etwas abseits ein vertrauliches Gespräch. Der eine vertraut dem anderen an, er habe gehört, dass Heydrich jüdische Wurzeln haben soll. Er möchte wissen, ob sein Gesprächspartner es für möglich halte, dass an diesem Gerücht

etwas dran sei. Dieser zischt zurück: «Warum stellen Sie ihm die Frage nicht selbst?» Beim bloßen Gedanken daran wird der andere aschfahl. Tatsächlich hatte Heydrich während seiner Jugend das hartnäckige Gerücht verfolgt, sein Vater sei Jude, und ihm das Leben schwergemacht. Das Gerücht war anscheinend unbegründet, aber selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wäre es für Heydrich als Chef des Geheimdienstes der NSDAP und der SS zweifellos ein Leichtes gewesen, seinen Stammbaum von jedem Verdacht reinzuwaschen.

Wie dem auch sei, es ist nicht das erste Mal, dass Heydrichs Figur auf die Leinwand gebracht wurde. Fritz Lang begann 1943, ein knappes Jahr nach dem Attentat, mit den Dreharbeiten zu dem Film *Auch Henker sterben*, nach einem Drehbuch von Bertolt Brecht. Der Handlungsverlauf dieses Films ist völlig an den Haaren herbeigezogen (Fritz Lang wusste sicherlich nicht, wie sich die Ereignisse tatsächlich zugetragen hatten, und hätte er es gewusst, wäre ihm das Risiko, sie zu enthüllen, sicherlich zu groß gewesen), dabei aber ausgesprochen einfallsreich: Heydrich wird von einem tschechischen Arzt ermordet, der Mitglied der inneren Widerstandsbewegung ist und bei einem jungen Mädchen Unterschluß findet. Der Vater des Mädchens, ein Akademiker, wird bei einer Razzia der Besatzungskräfte gemeinsam mit anderen lokalen Persönlichkeiten verhaftet. Man droht ihnen mit Repressalien, sollte sich der Mörder nicht stellen. Die Krise wird äußerst dramatisch dargestellt (Brecht verpflichtet eben) und entspannt sich erst, als es der Widerstandsbewegung gelingt, einem Verräter und Kollaborateur den Schwarzen Peter zuzuschieben. Mit dessen Tod enden die Affäre und der Film. In Wahrheit konnten weder die

Partisanen noch die tschechische Bevölkerung ihren Kopf so elegant aus der Schlinge ziehen.

Fritz Lang entschied sich dafür, Heydrich ziemlich unflätig darzustellen, als verweiblichten Luststrolch, einen durch und durch Geistesgestörten, der eine Reitgerte schwingt und damit zugleich seine Grausamkeit und seinen Sittenverfall demonstriert. Es stimmt, dass der echte Heydrich als Sittenstrolch galt und mit einer Fistelstimme gestraft war, die im Widerspruch zu seinem sonstigen Auftreten stand, doch mit seiner Überheblichkeit, Steifheit und seinem arischen Aussehen hat Heydrich so gar nichts mit der Figur gemein, die durch diesen Film watschelt. Wer nach einer etwas treffenderen Darstellung sucht, wird offen gesagt mehr davon haben, sich noch einmal Charlie Chaplins Film *Der große Diktator* anzusehen: Darin sieht man den Diktator Hynkel, flankiert von seinen zwei Schergen, einem grobschlächtigen blasierten Fettwanst, der ganz offensichtlich Göring zum Vorbild hatte, und einem großen Schlanken, der wesentlich listiger, kühler und steifer wirkt – er stellt nicht Himmler dar, den kleinen hinterhältigen schnauzbärtigen Grobian, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit seine gemeingefährliche rechte Hand: Heydrich.

8

Wieder einmal war ich nach Prag zurückgekehrt. Diesmal in Begleitung einer anderen jungen Frau, der strahlend schönen Natacha (sie ist Französin, auch wenn ihr Name anderes verheißt, ein Kommunistenkind wie fast alle Fran-

zosen). Mit ihr zusammen stattete ich der Krypta erneut einen Besuch ab. Beim ersten Mal war sie wegen des Nationalfeiertags geschlossen. Gegenüber entdeckten wir eine Bar namens «Zu den Fallschirmspringern», die mir nie zuvor aufgefallen war. Die Wände im Innern der Bar sind gespickt mit Fotos, Dokumenten, Bildern und Anschlagzetteln, die sich auf das Attentat beziehen. Am Ende des Raums hängt ein Wandgemälde von Großbritannien. Darauf sind die unterschiedlichen Militärstationen markiert, in denen sich die Kommandos der tschechischen Exilregierung auf ihre Missionen vorbereiteten. Natacha und ich genehmigten uns in der Bar ein Bier.

Am nächsten Tag kehrten wir während der Öffnungszeiten zurück, und ich zeigte Natacha die Krypta. Auf meine Bitte hin machte sie einige Fotos. In der Eingangshalle wurde ein Kurzfilm gezeigt, der das Attentat nachstellt. Ich versuchte, die Schauplätze des Dramas zu lokalisieren, um mich dorthin begeben zu können, doch sie befinden sich ziemlich außerhalb des Stadtzentrums in einem Vorort. Außerdem haben sich die Straßennamen geändert, sodass ich den Ort des Geschehens immer noch nicht zweifelsfrei zuordnen konnte. Am Ausgang der Krypta nahm ich einen zweisprachigen Prospekt mit, in dem auf eine Ausstellung hingewiesen wurde – sie trug den Titel «Atentát» auf Tschechisch, «Assassination» auf Englisch. Zwischen den Überschriften prangte ein Foto von Heydrich, umgeben von deutschen Staatsdienern, neben ihm der Sudete Karl Hermann Frank, seine rechte Hand vor Ort. In Galauniform steigen die Herren eine Treppe mit reichverziertem Geländer hinauf. Heydrich hatte man eine rote Zielscheibe aufs Gesicht gedruckt. Die Ausstellung sollte im Armeemu-

seum sein, in der Nähe der U-Bahn-Haltestelle Florenc, ein Datum wurde allerdings nirgendwo genannt (nur die Öffnungszeiten des Museums wurden erwähnt). Wir gingen noch am selben Tag hin.

Am Eingang des Museums nahm uns eine zierliche Dame in ziemlich fortgeschrittenem Alter fürsorglich in Empfang: Sie schien beglückt über unseren Besuch und bot uns an, die unterschiedlichen Ausstellungsräume des Gebäudes zu besichtigen. Mich interessierte allerdings nur einer, und ich wies sie darauf hin: Ein riesiger Pappaufsteller stand vor dem Raum und bewarb in bester Hollywood-Horrorfilm-Manier eine Ausstellung über Heydrich. Ich fragte mich, ob es sich wohl um eine Dauerausstellung handelte. Auf jeden Fall war der Eintritt frei, was für den Rest des Museums ebenfalls galt. Die kleine Dame erkundigte sich nach unserer Nationalität und drückte uns ein Begleitheft auf Englisch in die Hand (sie beteuerte, es täte ihr leid, uns nur die englische oder deutsche Version anbieten zu können).

Die Ausstellung übertraf meine kühnsten Erwartungen. Dort gab es wirklich alles: jede Menge Fotos, Briefe, Ausgänge und Dokumente; außerdem bekam ich die Waffen und persönlichen Gegenstände der Fallschirmspringer zu sehen, die Akten, die die englischen Geheimdienste über sie geführt und mit Bemerkungen, Beurteilungen und Bewertungen ihrer Kompetenzen versehen hatten, ich sah Heydrichs Mercedes mit dem platten Reifen und dem Loch in der rechten Hintertür, den folgenschweren Brief, den ein Mann an seine Geliebte geschrieben und damit indirekt das Massaker in Lidice ausgelöst hatte, die Reisepässe der Beteiligten mit Fotos sowie jede Menge weitere authentische und

bestürzende Geschichtszeugnisse. Eifrig machte ich mir Notizen, obwohl ich mir darüber im Klaren war, dass es einfach zu viele Namen, Daten und Details gab. Beim Gehen fragte ich die zierliche Dame, ob es möglich sei, das Begleitheft zu kaufen, das sie mir für den Besuch mitgegeben hatte und in dem alle Bildunterschriften und Kommentare zur Ausstellung wiederzufinden waren. Sie blickte betrübt drein und verneinte. Das sehr gut gemachte, von Hand geheftete Büchlein war offensichtlich nicht zum Verkauf bestimmt. Lag es nun an meinem perplexen Gesichtsausdruck oder an meinem Bemühen um ein halbwegs verständliches Tschechisch, jedenfalls nahm mir die ältere Dame die Broschüre schließlich entschlossen aus der Hand und ließ sie in Natachas Handtasche verschwinden. Sie bedeutete uns, Still-schweigen zu bewahren und zu gehen. Wir verabschiedeten uns überschwänglich. In Anbetracht der Besucherzahlen des Museums würde das Begleitheft sicherlich niemandem fehlen. Trotzdem war es eine sehr nette Geste. Zwei Tage später ging ich, eine Stunde bevor unser Bus nach Paris abfuhr, noch einmal zum Museum zurück und überreichte der lebenswürdigen Dame eine Schachtel Pralinen. Sie war völlig überrumpelt und wollte sie zuerst nicht annehmen. Ohne die Informationsfülle der Broschüre, und somit ohne die kleine Dame, hätte dieses Buch nicht die Form bekommen, die es von nun an annehmen wird. Ich wollte, ich hätte sie nach ihrem Namen gefragt, um mich an dieser Stelle etwas feierlicher bei ihr bedanken zu können.